

Seite 6
Zügellos

Seite 13
Lernbereit

Seite 14
Kunstgewohnt

Seite 16
Aufgeschäumt

Beiträge zur
deutsch-jüdischen
Geschichte aus dem
Salomon Ludwig
Steinheim-Institut
an der Universität
Duisburg-Essen

12. Jahrgang 2009
Heft 2

KALONYMOS

Gewalt im Alltag

Frankfurt am Main

Gundula Grebner

Nach 1349 gibt es in Frankfurt am Main kein Pogrom mehr.¹ Physische Aggressivität existiert jedoch fort – in alltäglicher Gewalt, die alle Formen von der Remperei bis zum Mord annehmen kann. Sie ist in den Quellen allgegenwärtig, Gewalttat wird offenbar kontinuierlich verübt. Erstaunlicherweise haben diese Aggressionen bislang so gut wie keine Aufmerksamkeit geweckt, weder in Frankfurt noch andernorts; höchstens, daß sie im Rahmen anderer Themen beiläufig als Fußnote mitgeteilt werden. Man hat sich auf die in den Quellen klarer sichtbare Gewalt bei Pogromen oder anlässlich schuldzuweisender Konstrukte wie Ritualmord, Brunnenvergiftung, auch des Würfelzollens oder während der Karwoche konzentriert. Schläge allein, Stoßen oder Messerstechen in den Straßen und quasi im Vorübergehen, werden nicht eigens thematisiert. Oft fand solcherart Gewalt nicht einmal den Weg in die Quellen oder die Opfer erwähnen sie lediglich später in Petitionen anlässlich anderer Probleme. Dennoch: Diese regelmäßigen Belästigungen, die offenbar kaum einer explizierten Legitimierung bedürfen oder deren Legitimierung nicht der Aufzeichnung bedarf, stellen eine grundlegende Erfahrung von Juden im alltäglichen Leben und im Kontakt mit Christen in den mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Städten dar.

Hier werden Frankfurter Quellen ausgewertet, um ein Bild von Qualität, Häufigkeit und räumlicher Verteilung dieser Form von Aggression in einer größeren spätmittelalterlichen Stadt im Reich zu erhalten. Die alltägliche Gewalt taucht in vielen Quellen auf: In Gerichtsakten, etwa in den sogenannten Bürgermeisterbüchern, finden Fälle Eingang, die das übliche Maß überstiegen, so daß die Betroffenen sich per Klage zur Wehr setzten. Oder es gibt Petitionen gegen andere diskriminierende



Bildquelle: Historisches Museum Frankfurt a.M.

Maßnahmen, die bei der Aufzählung der ohnehin schon schlechten Lebensbedingungen auch die ständigen Rempereien beschreiben, wobei deren Allgegenwart deutlicher wird als in den Einzelfällen, die zur Anzeige gekommen sind. Etwa 80 Vorfälle bzw. Erwähnungen sind bis in den Beginn des 16. Jahrhunderts hinein überliefert.²

Daneben entwickelt sich – das sei noch erwähnt – ein Diskurs über Gewalt, der in bildlicher und textlicher Form Anlässe und Formen von Gewalt beschreibt oder ihre Anwendung untersagt. Aufzählen sind hier das Frankfurter Passionsspiel, die Darstellung von Passionsszenen und der Steinigung des Stephanus bei den Malern Ratgeb oder Calden-

Frankfurter Synagoge
von 1464

bach und die Judensau am Frankfurter Brückentor⁶. Des weiteren sind die Predigten eines Johannes Capestrano, eines Peter Schwarz in Frankfurt zu nennen, auf der anderen Seite die mystische Schrift aus dem Frankfurter Deutschordenshaus ‚Der Frankfurter‘, die grundsätzliche Gewaltfreiheit propagiert. Bis auf den zuletzt genannten Text geht es dabei um die Gewalt der Juden gegen Jesus bzw. Stephanus, die manches Mal frappierende Übereinstimmungen mit der christlichen Gewalt gegen Juden aufweist. Sie stellt eine legitimierende Projektion der eigenen Gewaltausbrüche gegen Juden dar.

Ziel ist es, ein konsistentes Bild dieser Aggressionen gewinnen. Welche Qualität haben sie? Wer sind die Täter? Gibt es eine zeitliche Entwicklung vom 14. bis zum 16. Jahrhundert? Wo treten sie auf? Gibt es Situationen, die aggressivem Verhalten Vorschub leisten? Wie wurde dadurch der städtische Raum für Juden geformt? Wie reagieren Ju-

Gassen in Frankfurt

den darauf, wie reagieren Obrigkeiten, so sie es erfahren? Werden die Verhaltensweisen und das Selbstverständnis wie das Christenbild der Juden geändert? Weder werde ich alle Quellen analysieren noch all diese Fragen beantworten können, zunächst sind Überblick und Teilantworten intendiert.

Das Geschehen auf der Straße

Worin bestehen also die Belästigungen? Juden werden verbal beschimpft als Hunde und Schweine, die Frauen als Huren. Wie bei der ‚Judensau‘, wie beim Sauhaut-Ritual des Judeneides, das zwar nicht Gerichtswirksamkeit, aber doch als

Text mehrfach in der Stadt präsent war,³ wie beim Schweinetrieb durch die Judengasse⁷ wird die Herabwürdigung dadurch erzielt, daß das Ziel der Aggression mit einem von ihm selbst tabuierten Objekt identifiziert oder ihm angenähert wird. Juden werden weiter im Vorbeigehen zur Seite geschoben oder in den Straßenschmutz gestoßen. Hier geht es um die Raumhoheit, die den Juden abgesprochen wird, um Präzedenzrechte, die über Raumrelationen wie Mitte – Rand, davor – dahinter symbolisiert sind und da, wo sie nicht schon vorweg eingeräumt werden, durch körperliche Gewalt realisiert werden. Juden werden geschlagen, ohne daß die weiteren Umstände deutlich würden. Nicht selten werden Juden nachts in ihren Häusern aufgestört und teilweise attackiert, wobei einige Male erkennbar ist, daß es sich um Straf- oder Einschüchterungsaktionen handeln dürfte, wenn nämlich die Täter identifizierbar sind und eine geschäftliche Beziehung bestanden hat.

Nicht zufällig sind bis auf wenige Fälle die soeben vorgetragenen Formen der Aggression alle passivisch formuliert, denn in vielen Fällen bleiben die Täter in den Quellen anonym, sei es, daß sie nicht erkennbar waren, sei es, daß die Opfer die Namen nicht angeben mochten, sei es, daß wie in den Petitionen, es nicht mehr auf die Namen ankam. Anonymität ist ein wichtiger Bestandteil alltäglicher Belästigung, wie vor allem im Aggressionsritual des ‚Klepperns‘ deutlich wird: Nähert sich ein Jude in einer Straße, in der mehrere Personen beieinanderstehen, so fangen diese an zu ‚kleppern‘ oder klopfen, manchmal auch zu rufen. Ob das Kleppern ein Händeklatschen ist oder ein Aneinanderschlagen von Gegenständen, wird nicht klar; manchmal steht der Ausdruck auch für das gesamte Geschehen. Das Kleppern lenkt die Aufmerksamkeit aller Anwesenden auf den Juden, der eingeschüchtert schon weiß, was folgen wird: Wenn er die Gruppe passiert hat, wird er von hinten beworfen werden, mit Abfall, Obstschalen, Steinen. Bei einem dieser Vorfälle wird eine Jüdin gelähmt. Vor dem Opfer Krach schlagen und es dann hinterrücks werfen, das Kleppern eben, ist eine ritualisierte Aggression; sie findet in aller Öffentlichkeit statt und wird von der Öffentlichkeit getragen, garantiert aber gleichzeitig die Anonymität der Täter.

Eine überraschende Parallele findet sich im Frankfurter Passionsspiel, dem Hauptwerk der größten, der hessischen Passionsspielgruppe. Es



stammt vom Ende des 15. Jahrhunderts und wurde mehrfach in der Stadt aufgeführt. Sein Judenbild ist grotesk verzerrend und ein gut Stück feindseliger als das des Vorgängertextes, der Frankfurter Dirigierrolle aus dem 14. Jahrhundert. In der Kreuztragungsszene liest man für eine jüdische Rolle folgende Regieanweisung (in Latein) mit Sprechtext (in Deutsch): „Mannes stat retro Cristum percuciens ipsum et currit ante eum dicens: Crist, du kanst wol wissagen: wer ist der, der dich hat geslagen?“ – „Mannes steht hinter Christus, schlägt auf ihn ein, läuft dann vor ihn und sagt: Christus, du kannst doch hellsehen: Wer ist es, der dich geschlagen hat?“⁴ Auch hier wird mit Verspottung und Einschüchterung von Angesicht zu Angesicht und physischer Attacke hinterrücks gearbeitet. Die Szene ist auch denkbar im Anschluß an ein Klepperritual als abschließende Verhöhnung.

Anonymität ist zwar ein wiederkehrendes Charakteristikum: die Handwerker, die Juden hinterrücks bewerfen; Gruppen, die im Schutze der Nacht unerkannt in die Judengasse⁷ eindringen; Gruppen von außerhalb Frankfurts. Allesamt bleiben sie den Juden wie den Autoritäten als Individuen unbekannt und werden dabei von einer starken Gruppenkohäsion getragen, die diese Anonymität ermöglicht. Dennoch wissen die Juden genau, wer ihre Gegner sind und benennen diese als Gruppen: vor allem die Schmiede und die Bäcker sind hier prominent, aber auch andere wie Schneider, Fischer, Sattler, Barbieri, Schuhmacher, Kistenmacher oder eben Handwerker generell werden genannt. Wo erkennbar scheint es sich um jüngere Mitglieder dieser Handwerke gehandelt zu haben. Stadtbedienstete, die regelmäßig mit ihrem Namen erscheinen, werden hauptsächlich wegen Beleidigungen oder hartem Verhalten in Ausübung ihrer Aufgaben beklagt. Diese Gruppe hat auch Verbalattacken in Form von beleidigenden Einträgen in den Bürgermeisterbüchern hinterlassen, die wieder das oben genannte Repertoire an Beleidigungen abarbeiten und noch Todesflüche hinzufügen. Interessant ist, daß diese Einträge gestrichen sind, offenbar waren sie für das offizielle städtische Gebaren nicht tragbar.

Einige Handwerke weigern sich übrigens, ihre Produkte an Juden zu verkaufen, hier sind wieder an erster Stelle die Bäcker zu nennen, aber auch Müller und Faßmacher. Zumindest bei den Müllern scheint eine religiös legitimierte Kontaktbarriere

am Werk zu sein, da sie äußern, sie wollten kein Mehl für die Mazzen verkaufen. Priester stacheln die Handwerker häufig zu diesem Verhalten an, die Stadt andererseits versucht dem entgegenzuwirken, indem sie Patrizier zu Priestern und Handwerkern schickt, um mit ihnen zu reden.

Andere Gruppen werden durch ihre Herkunft identifiziert: Leute aus Bornheim, Leute aus Seckbach, Leute aus Bergen, drei benachbarte Dörfer im Frankfurter Nordosten, der offenbar besonders jüdenfeindlich gesinnt war. Einmal kommt eine Gruppe aus Bergen sogar ins Ghetto, um Handgreiflichkeiten vom Zaun zu brechen. Mehr als einmal sind Nürnberger an der Mißhandlung Frankfurter Juden beteiligt. Die berichten in ihrer Petition, daß die Nürnberger für solche Vergehen zuhause streng bestraft würden, aber außerhalb ihrer Stadtmauern keine Bedenken trügen, Juden zu belästigen.

Die Entwicklung der Häufigkeit solcher Vorfälle ist aufgrund der ungleichen Überlieferung für das 14. und 15. Jahrhundert nur schwer zu beurteilen. Für das 14. Jahrhundert ist wenig überliefert. Bleibt die Zahl in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts trotz leicht ansteigender Gesamtüberlieferungszahl etwa auf gleichem Niveau, so ist für die Jahrhundertmitte ein sprunghafter Anstieg zu konstatieren, der dann bis ins frühe 16. Jahrhundert hinein gleich bleibt, wiederum bei ansteigender Zahl der Gesamtüberlieferung. Der sprunghafte Anstieg liegt im unmittelbaren Vorfeld der Einrichtung des Ghettos 1462 und der vorausgegangenen Diskussionen. Daß der Anstieg der Überlieferungszahlen nicht parallel geht mit dem Anstieg in der Zahl der Übergriffe, dürfte dahingehend zu verstehen sein, daß die Haltung den Juden gegenüber, daß christliche Aggressivität atmosphärischen Sprüngen unterliegt. Wie deren Beziehung zu politischen Ereignissen sich verhält, denen sie zeitlich parallel läuft, ist ein anderes Thema.

Ähnliches gilt für den Wandel in der Qualität der Übergriffe, der gegen Ende des 15. und zu Beginn des 16. Jahrhunderts festzustellen ist. Sie werden heftiger, die Verletzungen nehmen zu, die Juden wehren sich häufiger und die Spannung auf der Straße ist mit Händen zu greifen. Offenbar sieht man sich ständig kurz vor dem Ausbruch eines Pogroms. Die Behörden sind mit Beschwichtigungsmäßen beschäftigt, die Stimmung wendet sich auch gegen die Obrigkeiten. Die Pfefferkornaffäre aus



Von der Katharinenpforte...

...bis St. Leonhard



Barfüßergasse

den Jahren 1509/10, der mißglückte Frankfurter Vertreibungsversuch von 1516 und einige unerquickliche Prozesse fallen in diese Zeit.

Wie reagierten die städtischen Autoritäten, wenn solche Aggressionen angezeigt werden oder gar direkt unter den Augen der Stadtdiener stattfinden? Die einfachste Option ist sie zu ignorieren. Meist wird jedoch auf zwei Ebenen gehandelt: Zum einen wird der Fall untersucht, werden die Parteien zur Versöhnung gedrängt oder die Täter ermahnt, mit Geldstrafen belegt oder gefangengesetzt. Zum anderen werden die betroffenen Juden gemahnt, sich demütiger zu zeigen, bestimmte Orte zu meiden und sich so zu benehmen, daß keine Reaktion provoziert wird. Einerseits wird also der Täter bestraft, andererseits der Anlaß dem Opfer zugeschoben. Manchmal werden städtische Amtleute instruiert, die Juden zu schützen, und auch die Einrichtung des Ghettos wird in diesem Sinne als Schutzmaßnahme legitimiert.

Wie konnten Juden reagieren und sich gegebenenfalls verteidigen? Meist reagieren sie gar nicht. Es scheint Routine gewesen zu sein, die Aggressionen zu ignorieren oder sie als tägliches Brot zu nehmen. Manchmal wird zurückgerülpelt, in der Regel mit schlimmen Konsequenzen. Petitionen erwähnen die Belästigungen, meist allerdings nur zusätzlich bei schwerwiegenden Problemen, wenn es gilt, das Ghetto oder den gelben Fleck zu verhindern, die rechtliche Stellung zu verbessern. Andeutungsweise werden hier auch emotionale Reaktionen sichtbar, wenn vom Ignorieren und vom Ertragen gesprochen wird, von der Haltung, die man auf der Straße einzunehmen hat, von Schwierigkeiten und Verlegenheiten auf dem Weg zum Gericht gemeinsam mit christlichen Kunden, wenn geschäftliche Abmachungen in die Register eingetragen werden sollen und mit dem Juden sich der Christ den Belästigungen ausgesetzt sieht. Daneben steht die Anzeige heftiger Attacken, deren Texte auch von Stolz, Trotz, Verletztheit reden. Direkte Gegenwehr ist eine seltene, aber mögliche Option: einmal wird ein Hutmacher bei solcher Gelegenheit verwundet. Nie jedoch ermordet ein Jude einen Christen, Umgekehrt sind einige Fälle zu finden.

Inverse Raumrepräsentationen bei Minderheit und Mehrheit

In dieser Atmosphäre müssen die Juden in hohem Maße ‚streetwise‘ und auf der Hut sein: gefährliche

Situationen von weitem erkennen und rechtzeitig ausweichen, bestimmte Personen meiden, unbedingt Begegnungen mit der durch die Stadt getragenen Hostie vermeiden; ist ein Geistlicher halsstarrig, können sich überaus unangenehme Folgen ergeben. Auch sind bestimmte Straßen außerordentlich gefährlich: Fürs Kleppern sind drei Gassen berüchtigt: die Neugasse⁵, die Barfüßer³ und die Schmiedegasse⁶. Die letztere ist für Juden eine der gefährlichsten Stellen der Stadt überhaupt. Es gibt sogar die ausdrückliche Anweisung sie zu meiden. Doch nicht einmal in der Judengasse⁷ ist man vor alltäglichen Übergriffen ganz sicher.

Andere Orte, von denen Tötlichkeiten gemeldet werden, sind die Umgebung von St. Leonhard², die Gegend um die Katharinenpforte¹ und die Mainbrücke⁶. Auch müssen sich Juden auf dem Post- und Marktschiff, das zweimal täglich zwischen Mainz und Frankfurt verkehrt, (die Post konnte im Mittelalter auch schneller als heute sein) und bei dessen An- und Ablegen in Acht nehmen. Weitere Orte der Konfrontation sind das öffentliche Bad und nicht zuletzt der Römer⁴, der zentrale Platz, an dem öffentliche Organe der Stadt ihren Sitz haben. Juden werden grundsätzlich gemahnt, nicht in den Straßen spazieren zu gehen, nicht in Gruppen unterwegs zu sein, in ihren Häusern zu bleiben und sich so unauffällig wie möglich zu benehmen. Am wichtigsten ist das Verhalten auf dem Römer⁴. Mehr als einmal werden Juden ermahnt, nur dann dorthin zu gehen, wenn es unvermeidlich ist. und das nur zu zweit, und den Platz zügigen Schrittes zu queren. Am Beispiel dieser Zugangsbestimmungen werden die Besetzung des öffentlichen Raumes durch die Mehrheit und die Verdrängung der Minderheit daraus überaus sinnfällig.

Neben bestimmten Handwerker-gassen sind es also öffentliche Orte – Platz, Kirche, Pforte, Brücke, Bad, Schiff –, an denen sich christliche Nervosität bei jüdischer Präsenz rasches Umschlagen erlaubt. Auf dem Römer als dem Versammlungs-, repräsentations- und Festplatz der Stadtgemeinde sind Juden nur so abgestuft zugelassen, wie sie als Judenbürger als Teil der Gemeinde zugelassen werden. Eine Kirche als Mittelpunkt, eine Pforte als Grenze zwischen Innen und Außen machen ebenfalls die Zugehörigkeitsfrage im Modus des Raumes sichtbar. Die Brücke ist eine Engstelle, an der es um den Vortritt geht; aber hier ist auch die ‚Judensau‘ mit der Abbildung des Simon von Trient



Bibliquelle: Frankfurter Institut für Stadtgeschichte

angebracht, von der es in einer späten Quelle heißt, daß sie regelmäßig zur Verhöhnung vorübergehender Juden genutzt werde.⁵ Das Bad als enge körperliche Kontaktzone hat eine Fülle an schriftlichen Quellen, Eingaben, Gendarstellungen, wie an Übergriffen hervorgebracht, bevor die Benutzung des Bades den Juden gegen Ende des 15. Jahrhunderts schließlich verboten wurde. Einen vergleichbar engen Raum stellt das Marktschiff dar, von dem es für die Dauer der Fahrt kein Entkommen gibt.

Vor dem geistigen Auge zeichnet sich eine jüdische Karte der Stadt ab, die eine Umkehrung des christlichen Raumes bietet: Orte positiver städtischer Identifikation oder Orte, die Engstellen bilden, haben für die Juden negative Konnotationen. Als gefährlich markiert bedürfen sie besonderer Aufmerksamkeit und Verhaltensregeln. Die städtischen Autoritäten suchen dieses Verhalten als nicht provozierend und demütig zu definieren. Wie die Juden damit umgehen, entzieht sich unsrem Wissen. Die gegenteiligen Erfahrungen in der Interaktion an praktisch allen infrastrukturell bedeutsamen Orten in der Stadt führen zu gegenteiligen, zu inversen Raumrepräsentationen bei Juden und Christen. Und da Juden – seltener auch Christen – städtischerseits immer wieder zu vorausschauendem Verhalten an jenen Orten angehalten werden, sind uns diese Raumrepräsentationen sogar schriftlich niedergelegt überliefert.

Im 15. Jahrhundert gerät auch die unmittelbare räumliche Nachbarschaft von Dom und Synagoge zum Problem. Bei ihrer ersten Ansiedlung in Frankfurt hatten die Juden Grund und Boden vom Dom gepachtet, in den südlich und östlich an den Dom anschließenden Gassen ihre Wohnquartiere errichtet und sie nach dem ersten Pogrom 1241 auch wieder dort eingerichtet. Seit den 1430ern aber wird irgendwie der Raum zu eng, beide, Dom und Synagoge, zu fassen, so daß zunächst Tür und Fenster der Synagoge auf der Domseite zugemauert werden müssen, bis schließlich mit der Errichtung

des Ghettos auch die Synagoge verlegt wird. Das Ghetto spricht selbstverständlich ebenfalls mit der Symbolsprache räumlicher Relationen von Innen und Außen. In dünn besiedelter Umgebung ist es außerhalb der ersten Stadtmauer gelegen, und im Vorfeld der Einrichtung befürchten die Juden, in diesem nicht mehr von der Stadt kontrollierten Außenfeld des öffentlichen Raumes Übergriffen wehrlos ausgesetzt zu sein.

Noch eine andere wohl besser bekannte inverse Struktur kann hier erwähnt werden – die zeitliche Strukturierung der Gewalt. Sie ist vor allem in den normativen Quellen sichtbar: An christlichen Feiertagen, insbesondere an Ostern und während Prozessionen, sollen Juden in den Häusern bleiben oder besonders umsichtig sein.⁶ Sonntags und nachts bleiben die Pforten des Ghettos geschlossen. Während der Frankfurter Messen müssen sich Juden auf Beleidigungen gefaßt machen. Bei Anwesenheit des Kaisers, von Fürsten oder anderen Großen sollen sie in ihren Häusern bleiben; Aufführungen des Passionsspiels zuzusehen, ist ihnen verboten. Auch hier bringen die bedeutendsten Ereignisse der christlichen Seite die gefährlichsten Momente für die Juden mit sich. Mit diesen Umkehrungen von Raum- und Zeitstrukturen stellt Frankfurt gewiß keine Ausnahme dar, auch für andere Städte dürfte sie darzustellen sein.

Beide Strukturen überlagern sich, die räumliche Struktur der Gewalt kann jederzeit realisiert werden, die zeitliche Struktur an allen Orten. Jüdische Gewalterfahrung ist, das bleibt festzuhalten, nicht auf Massaker beschränkt und nicht auf wiederkehrende Anlässe im Kirchenjahr, sondern sie ist permanente Erfahrung und Prägung, eine tägliche Drohung, die das Verhalten von Juden und Christen formt.

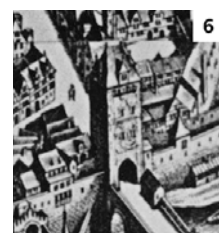
Als 1451 der päpstliche Legat Nikolaus von Kues in Frankfurt die Einführung des gelben Flecks durchsetzt, wehren sich die Juden. Sie befürchten eine weitere Verschlimmerung des Zustandes auf



Römer



Neugasse



Fahrtort und alte Brücke/Ende der Schmiedegasse (Fahrgasse)



Judengasse

der Straße durch den Fleck. Sie schildern zunächst präzise, analytisch luzide und in größere Zusammenhänge einordnend, was in Frankfurts Straßen geschieht, um dann gegen den gelben Fleck zu argumentieren. In der Schilderung werden viele der untersuchten Aspekte angesprochen: das Ritual, die Täter, die Opfer, die Lokalitäten, die Allgegenwärtigkeit, die Anonymität, die Einschränkung der Handlungsoptionen. In einer Übertragung, die sich sprachlich eng an das Original anschließt, sei den Verfassern der Petition das Schlußwort gegeben:

„Wir werden von den Euern hart und sehr bedrückt mit mancherlei Schmach, mit Werfen, mit Kleppern, mit Rufen, mit Stoßen. Und wo ein Jude entlangläuft, wird er gestoßen, ein Juden auf den anderen, an vielen Stellen in Frankfurt und in manchen Gassen. Wir haben das seit langem übersehen, unterdrückt und gelitten, da wir unsere Herren nicht gern bemühen noch sie mit Klagen überlaufen, die wir darüber anstrengen müßten. Diese Dinge werden von Tag zu Tag schlimmer, und es ist wohl bekannt, daß uns von den Euern viel Spott und Schmach und Unwillen angedeiht und zuteil wird. Insbesondere in der Gasse bei den Barfüßern³ von unten bis oben, unter den Schmieden von unten bis oben, bei St. Leonhard² unter den Schneidern und die ganze Gasse unter den Sattlern bis zur Katharinenpforte¹ kleppern sie, wenn wir uns von vorn nähern, wenn wir den Rücken kehren, werfen sie. Dadurch sind wir verwirrt

und wissen nicht, woher es kommt, und können niemanden dessen bezichtigen.“⁷

1. Vortrag auf der Tagung des Arbeitskreises ‚Jüdische Geschichte der Frühen Neuzeit‘, Februar 2009.
2. Das Folgende basiert auf der Auswertung von: Anderson, Dietrich, Regesten zur Geschichte der Juden in der Reichsstadt Frankfurt am Main von 1401–1519, 4 Bde., Hannover 1996–2006 sowie der teilweisen Auswertung der Originalquellen im Institut für Stadtgeschichte, Frankfurt a. M.
3. Grebner, G., Haltungen zum Judeneid: Frankfurter Eidesformeln des 14. und 15. Jahrhunderts, in: ‚... ihrer Bürger Freiheit‘. Frankfurt am Main im Mittelalter. Beiträge zur Erinnerung an die Frankfurter Mediaevistin Elsbet Orth, hg.v. Heribert Müller, Frankfurt a.M. 2004, S. 141–173.
4. Das Zitat aus dem Frankfurter Passionsspiel nach: Frankfurter Dirigierrolle. Frankfurter Passionsspiel, hg.v. Johannes Janota, Tübingen 1997, v. 2596f.
5. Vgl. Grebner, G., Die Judensaudarstellung am Frankfurter Brückentor als Schandbild. Funktionen der Bekleidung von Juden im Bild, in: Kopf- und andere Tücher, hg.v. Gisela Engel, Susanne Scholz, Berlin 2006, S. 87–102.
6. Hierzu Nirenberg, David, Communities of Violence. Persecution of Minorities in the Middle Ages, Princeton 1996.
7. Institut für Stadtgeschichte Frankfurt, Judenschaft Ugb E 56 F8.

Seelenwanderung

Isaak Erter (1791–1851)

Aus dem Hebräischen von Rainer Wenzel

*Siehe, der Ewige schleudert dich im Wurfe, o Mann, und hüllt dich fest ein.
(Jesaja 22,17)*

Ich bin Arzt und es ist mein Handwerk, Wunden zu verbinden und Krankheiten zu kurieren. Mögen sich die gelehrten Herrn Mediziner, die den Dokortitel führen, auch für etwas Höheres halten und sich mir gegenüber in Stolz und Dünkel gefallen (haben sie doch das Recht, ein Katheder zu besteigen und über alles zu reden, ohne zu wissen, worum es sich handelt), so heile ich nichtsdestoweniger wie sie und werden meine Toten sowenig wieder lebendig wie ihre Abgeschiedenen wieder aufstehen. Und wenn wir uns untereinander kon-

sultieren und diese Gelehrten mir mit Ratschlägen auf den Geist gehen wollten, würden meine Kranken vor lauter Wissenschaft für immer dahinschwenden, und da wäre niemand, der rettet. Doch hierin hat Gott einen Unterschied zwischen uns gemacht: Während ich nur zu Fuß unterwegs bin, raseln sie mit Pferden und Kutsche durch die Straßen. Denn wo viele Pferde sind, ist viel Wissenschaft. Und wenn ein Doktor noch ein Pferd mehr vorspannt, wird Israel sagen, er kutschiere nun um vieles klüger daher. Sie kommen an die Türen der

Wohlhabenden, und wenn die sterben, füllen sie ihre Hände mit Gold (denn teuer ist der Tod für reiche Leute), ich aber setze meinen Fuß in die Häuser armer Menschen, wenn aber ein Armer stirbt und sein Leichnam zu Grabe getragen wird, dann geht er kostenlos und unentgeltlich davon. Ich ging am Fenster eines Hauses, wo jemand gestorben war, vorüber. Der Mann war nicht plötzlich und unerwartet verblichen, denn er lag an einer Krankheit darnieder und ich wurde zu ihm gerufen, um ihm Heilung zu verschaffen. Der Mann war reich, und als ich einen Tag oder zwei Tage an sein Bett getreten war, kamen die Nachbarinnen, die frommen Frauen, seine sämtliche weibliche Verwandtschaft und alle klugen Weibsleute der Stadt, sie kamen herbei und bedauerten ihn (war er doch reich). Sie sprachen: „Liegt er noch immer im Krankenbett? Hat er sich noch immer nicht von seinem Lager erhoben? Und ihr seid still? Der da soll ihn kurieren? Wo sind seine Pferde? Wo ist seine Chaise? Ruft Doktoren herbei, dass sie kommen und euch hier Rat geben.“ Die Doktoren kamen, sahen, hörten, wiegten den Kopf und verschrieben ein Medikament, indem sie sagten: „Schickt nach der Apotheke, bringt das herbei und gebt es ihm zu trinken.“ Man schickte zur Apotheke, brachte es herbei, gab es ihm ein und er trank und ward zu seinen Vorfahren versammelt. Nachdem dieser Mann zu Grabe getragen war, ging ich also an einem Fenster seines Hauses vorüber. Da sah ich im Fenster eine brennende Kerze und auf der Fensterbank einen Wasserkrug stehen und am Rahmen ein Tuch hängen und den Geist des Toten seinen Leib mit Wasser waschen. Seinen Leib? Was rede ich, seine Seele wusch er mit Wasser. Und mit dem Tuch rieb er seinen Leib – seinen Leib? Wie kommt’s, dass ich mich wieder mit meiner Zunge versündigte und meine Lippen aussprechen, was so nicht stimmt? Nicht seinen Leib, sondern seine Seele rieb er mit dem Tuch, bis sie abgetrocknet war. Ich näherte mich dem Geist und sprach zu ihm: „Mein Herz ist vergnügt und meine Ehre froh, dass ich Ihre Gestalt noch einmal sehen darf! Ich habe nämlich nicht mehr geglaubt, Sie wiederzusehen, solange ich am Leben bin. Jetzt sind Ihnen doch alle Geheimnisse offenbart. Sagen Sie mir also, ob Sie auch wissen, dass nicht ich schuld daran bin, dass Sie verschieden und in die Grube gesunken sind?“ Der Geist antwortete mir: „Wozu fragen Sie danach? Wenn ich es weiß, werde ich Sie darum vor allen

Leuten lossprechen? Oder wird mein Mund Sie schuldig sprechen, da ich es nicht weiß? Die ewig Hingeschiedenen sind stumm und der Verschluss ihrer Lippen wird nur zerrissen, um den, der wie Sie offene Augen und Ohren hat, eine Stimme zu Gehör zu bringen. Tote preisen Sie nicht, und die hinab zur Hölle fahren, beschimpfen Sie nicht, sondern der Odem alles Lebenden wird Ihren Namen segnen oder Ihr Andenken verfluchen. Warum also die Toten befragen? Sorgen Sie sich um die Lebenden! Wenn die glauben, dass nicht Sie meinen Tod zu verschulden haben, ich aber weiß, dass ich durch Ihre Hand dem Leben entrissen wurde, nun, ich bin tot, Sie aber haben Ihr Leben gerettet. Als ich Israel kurierte, starb auch nicht einer, über den man gesagt hätte, er sei durch meine Schuld verschieden.“ Erstaunt rief ich aus: „Als Sie Israel kurierten? Ich wüsste nicht, wen Sie geheilt hätten, als Sie noch mit uns unter den Lebenden wandelten, sofern Sie nicht das Wasser, das sie tranken, gesund machten,¹ indem Sie Honig oder Wein hineingaben, damit es gut schmeckt. Sie waren doch Händler, Sie kauften und verkauften wie irgendein Kaufmann im Lande, Sie liehen anderen und man lieh Ihnen, und als Sie reichlich Kapital beisammen hatten, sprachen Sie: ‚Der Beutel ist löchrig und bezahlt wird nicht.‘ Auch diesen Zusammenbruch kurierten Sie nicht, denn Sie verließen das Land, ohne Ihren Gläubigern auch nur ein Prozent zurückzuzahlen.“ Der Geist antwortete: „Wenn Sie mich ausgeforscht haben und meinen ganzen Lebensweg und meinen Wandel kennen, sagen Sie mir bitte, wie alt ich wohl bin?“ Verwundert entgegnete ich: „Das wissen Sie nicht? Als Sie krank waren, haben Sie mir mit Ihrem eigenen Munde und mit Ihren eigenen Lippen gesagt, dass sie siebzig Jahre alt sind.“ Der Geist antwortete: „Das ist die kurze Zeit, die ich dieses Haus aus Lehm bewohnte, der Mensch war, der gerade zu seinem Staub zurückgekehrt ist. Davon abgesehen bin ich hunderte von Jahren alt.“ Ich rief: „Was soll das heißen? Zählt Ihr Leben so viele Tage wie das des Enosch, so viele Jahre wie das des Methusalem? Wie ging es zu, dass Sie ohne Leib, ein körperloser Geist, auf dieser Erde umherwandelten, die Gebrechen der Menschen kurierten und das Gegenteil unserer promovierten Mediziner abgaben, die ja geistlose Körper sind?“ Der Geist antwortete mir: „Wundern Sie sich nicht grundlos! Denn ich wandelte hunderte Jahre als Geist und Körper zugleich auf dieser Erde. Denn





das Heer der Höhe in der Höhe schleuderte mich im Wurfe von Körper zu Körper. Und sie hüllten mich in viele Leiber fest ein wie in einen Mantel, bis ich in den Leib dieses Mannes kam, der heute sein Grab gefunden hat.“ Ich antwortete und sprach: „Wenn dem so ist, wie groß muss Ihre Weisheit sein! Denn Sie haben wie Sand am Meer Kenntnis der Menschen und Kenntnis dieses Erdkreises gesammelt. Sie urteilen nicht nach dem Augenschein, da Sie wissen, was tiefinnerst im Herzen ist, und den Plan eines jeden kennen. Werden Sie mir nun die Gunst erweisen, auch mir etwas von Ihrem Geist zufließen zu lassen, indem Sie mir erzählen, was Ihnen im Laufe Ihres Lebens widerfahren ist?“ Der Geist antwortete und sprach: „Ich will Ihnen zu Gefallen sein, denn Sie haben mich geheilt und mich mit weisen Händen aus dem Kerker, diesem Hause aus Lehm, herausgeholt. Setzen Sie sich zu mir, vernehmen und hören Sie.“ Da erzählte der Geist das Heer seiner Wandlungen und sprach:

Bevor ich das erste Mal als Mensch geboren wurde, waren meine Eltern lange kinderlos. Als die Frau sah, dass sie nicht gebar, sprach sie: „Ich will zu den Heiligen im Lande gehen, damit sie mich von der Unfruchtbarkeit meines Schoßes erretten.“ Ihr Mann wollte nicht mit ihr gehen, da er nicht daran glaubte. Die Frau ging, ein Heiliger segnete sie, sie war nicht länger unfruchtbar und wurde schwanger. Ihr Mann aber, eine Person ohne Glauben, blieb zeitlebens impotent. Ich war ein Kind Heiliger, eine Geburt ihrer Wunderwerke. Daher liebte ich ihr Händefalten. Also wurde ich ein Chassid, ein Frommer, der Branntwein wie Wasser trinkt, Vater und Mutter, die Frau seiner Jugend und die Sprösslinge seines Leibes verlässt und zu seinem Rebbe reist, um im Finstern seiner Lehre zu lauschen und sich die Reste aus seiner Schüssel zu schnappen. Mein Rebbe liebte mich, ich war ein Mann nach seinem Herzen. Denn mit der Reinlichkeit meines Leibes stach ich in meiner Gemeinde alle anderen aus. Vor lauter Tauchbädern in der Mikwe erhob sich mein Missduft, und von allen Eingetauchten, die streng riechend dem Becken entstiegen, konnte niemand gegen mich anstinken. Beim Gebet brüllte ich wie ein Stier, beim Lobpreis meines Gottes ließ ich den Ruf aller wilden Tiere hören. Ich sprang umher, hüpfte singend herum, klatschte in die Hände und rannte hin und her wie toll geworden. Wer mich bei den Liedern des

Schabbes und der Feiertage hörte, schwor, dass mir Pelikan und Eule im Hals sitzen. Bis zum Himmel stieg mein Geschrei, und ich tanzte auf Tischen und Bänken wie ein Reh. Wenn meine Kehle röchelte und meine Zunge verdorrte, floss Schnaps wie Wasser in mich hinein und wie ein flutender Strom in meinen Leib. Es kam der Tag, dass ich einen über den Durst trank und mir einen Jordan hinter die Binde goss. Der Branntwein setzte mich in Flammen, sein Feuer griff um sich und wütete in meinen Eingeweiden. Rauch steig aus meiner Nase, Flammen schossen aus meinem Mund, Flammen verzehrenden Feuers. Alle Leute meiner Gemeinde umringten mich, jeder, der an die Wand pisst,² und entleerten ihre Gefäße in meinen Mund, alle Wogen der Salzsee.³ Doch gewaltige Wasser konnten den Brand nicht löschen. Ich brachte mich im Feuer dar und wurde ein Fraß der Flammen, ein unangenehmer Geruch. Das ganze Haus Israel beweinte den Brand, den der Branntwein entzündet hatte, und sie hielten mir eine große und sehr würdige Totenklage. Die Seele aber entwich und der Chassid wurde ein Frosch, ein gelenkiger Reling, um wie jener zu hüpfen und gleich ihm zu quaken, zu schreien. Er trinkt aber keinen Schnaps, sondern Wasser.

Der Fromme war dahin, mit dem Schnapstrinker war's vorbei, und ich war ein Frosch, bewohnte Wassergräben, tummelte mich hüpfend auf dem Trockenem und schwamm mit gespreizten Beinchen im Wasser. Ich prustete mit den Lippen, schnalzte mit der Zunge, die Ohren gellten von meinen Seufzern, wenn ich in der Abenddämmerung mit meinen Gefährten konzertierte. Wir alle quakten den ganzen Frühling hindurch, unser Schreien stieg die ganze Nacht auf, es erhob sich bis in die Höhe, bis zu den Wipfeln der Bäume des Waldes, wo die Vögelin nisten, bis zum Storch, der in Tannen sein Haus hat. Der Storch hörte unser Jammern, flog herbei und stellte sich im Ufersumpf auf. Der ganze Tümpel geriet in Verwirrung: „Seht den Vogel des Himmels, wie rot und was für schöne Augen! Wie lang und purpurrot sein Schnabel und seine Beine sind! Schwingen dunkler als schwarz, der Schmuck seines Halses und sein übriges Gefieder weiß wie Schnee!“ Alle drängten hervor, um zu sehen, und stiegen blindlings hinauf. Da packte sie der Storch mit seinem Schnabel und verschlang sie. Und auch ich wurde seine Beute. Als er aber seine Beute hinunterschluckte, hob er wie ein Chassid, der

Tausend Dank, mein teurer Freund, für Ihr Buch *Gilgul nefesch*, das Sie mir zugesandt haben. Ich habe mich an seinem Honig gelabt und den Nektar Ihres Stils getrunken und geschlürft und bin aufs köstlichste satt geworden. Ebenso haben alle meine Freunde und Schüler sich daran ergötzt, und Sie werden von uns allen höchlichst gerühmt. Wer hätte es der heiligen Sprache gesagt, dass ihr nach ihrem Alter eine Jugend beschert sei ...

Samuel David Luzzatto an Isaak Erter, 4. Tevet 5606

Schlachtvieh segnet, Mund und Augen in die Höhe.⁴ Und der großen Frömmigkeit des verschlingenden Vogels halber stieg die Seele des Frosches auf und wurde ein Mensch.⁵ Der Sänger der Wassergräben wurde ein Kantor, ein Vorbeter, der im Lande Polen Gesänge vorträgt.

Als der Frosch in einen Vorbeter verwandelt wurde, fiel ihm ein erfreuliches Los. Denn Wasser trinkt, Staub frisst der Frosch. / Kam unter die Chuppe ein Paar,⁶ / erlesener Gewürzwein losch / dem Kantor, der geladen war, / den Durst, den lautes Beten macht. / Wurde wo ein Knab beschnitten, / ließ ich mich nicht lange bitten. / Gerne ging ich unter Menschen, / um bei den Familienfesten / am gedeckten Tisch zu bentschen,⁷ / den Bauch mit Leckerein zu mästen. / Umsonst schmettert der Frosch sein Lied, / von des Vorbeters Lippen schied / kein Laut, der nicht bezahlet war. / Gedungen einen Tag, ein Jahr, / bring' ich heilige Gesänge dar. / Ein Bengel rechts wie Flöten wimmert, / von links her brüllt wer wie ein Rind, / ein Lärm, der mich nur wenig kümmert. / Mit meinen Daumen stütze ich / die Luftröhre, dadurch nütze ich / dem Lob des Herrn, das ich verkünd / mit Weisen, wie sie Trinker lallen. / Was trällert lustger Frauen Mund / lass' ich als frommes Flehn erschallen / und halte so den ewgen Bund. / Meinem Hals entstieg ein toller / überwirrer Kauderwelsch. / Bis in die letzten Winkel voller / Menschen war das Gotteshaus. / Von außen an die Synagoge / brandet eine Menschenwoege. / Das Bethaus wie belagert ist, / Myriaden Volks bedrängen es, / auf Parkett und Rängen es / betört alle der Stimmartist. – Wenn ein verständiger Kenner vorüberging, sah er zu, schnell weiterzukommen, und sprach zu meinem Publikum, Leuten ohne Geschmack, gewiss aber ohne Gehör: „Sein Vortrag ist abscheulich, sein Singen wie Froschgesang, es zerreißt einem das Trommelfell.“ – Doch ein Frosch trinkt Wasser und frisst Staub. Ich aber, am Freudentag des Bräutigam, als er unter die Chuppe kam, an seinem Hochzeitstag, da trank ich Süßes, aß ich Leckereien, überfraß mich wie ein Rindvieh und fiel krank aufs Bett. Als der Arzt mir eine Medizin gab, damit ich speie, wollte ich, was ich verschlungen hatte, nicht von mir geben. Der Kantor verschied und starb. Mein Lohn entsprach meiner Arbeit, mit meinem Gesang das Heilige zu entweihen. Denn in einen Fischleib kam ich, / keines Wesens Ohr vernahm mich, / es verstummten meine Lippen, / mussten wieder Wasser nippen.

Ich fragte die Seele: „Sage sie mir, warum redet sie nicht wie unsereiner? Warum strapaziert sie Hals und Stimmbänder mit dem Ableiern von Reimen?“ Die Seele antwortete: „Ich habe Ihnen doch gesagt und Sie haben es gehört, dass ich Vorbeter war. Ich rezitierte und hörte zahllose Verse, Verse der *Jauzraus*, Verse der *Selichaus*,⁸ Verse des Spaßmachers, der Braut und Bräutigam mit seinen Faxen unterhält, so lernte auch meine Zunge, in Versen zu reden. Wenn sie Ihnen nicht gefallen, ertragen Sie sie, wie Sie diese *Pajtanim* bislang ertragen haben!⁹ Doch warum reden Sie mich wie eine Frau an? Als ich Vorbeter war, war ich ein Mannsbild. Tag für Tag pries ich Gott dafür, dass er mich nicht als Frau geschaffen hat,¹⁰ wenn ich gleich die Frauen mit ganzer Kraft liebte, und sie liebten mich wieder.“ Und der Geist setzte die Erzählung seiner Schicksale fort:

Der Kantor verschied und wurde ein Fisch, ohne Luftröhre im Hals und ohne Lunge in der Brust. Denn anstelle eines Blasebalgs zum Luftholen, um das Serum zu röten, bekam ich aus Gottes Hand wasserschöpfende Kiemen, um mein Blut aufzufrischen. Ich kleidete mich in Schuppen wie in einen Panzer, bekam Flossen anstelle der Hände und hatte keine Daumen mehr, damit die Luftröhre zu stützen. Mein Trost war, dass mir meine Zähne nicht gezogen worden waren, denn ich wurde ein Raubfisch, ein Hecht mit Zähnen wie Schwertern. Ich verschlang, was im Wasser kreucht und wimmelt, verschlang auch meine Artgenossen, die Fische, und verschlang auch jeglichen Schwachen und Kleinen meiner eigenen Sippe. Es kam der Tag, da ich einen Wurm verschlang. Der Wurm wanderte in meinen Magen hinab, und etwas Spitzes drang in meine Nase und durchbohrte meine Kiemen. Vor Schmerz stieß ich in die Tiefe hinab, doch stieg ich gegen meinen Willen und gegen meinen Instinkt in die Höhe. Und da sah ich, dass ein Angler mich mit Schnur und Haken erjagt hatte. Der Mann trug mich fort und brachte mich zu sich nachhause. Er gab mich einer der Köchinnen, die sein Essen zubereiteten. Sie stach mir ein Messer in den Kopf, um mich aufzuschlitzen, und meiner Kehle entrang sich ein Laut. Die Köchin schrak zusammen und schrie: „Ach! Auweh! O weh! Ein zu Lebzeiten stummer Fisch gibt im Tode einen Laut von sich! Es kann nur eine Menschenseele in ihm stecken! Bei meinem Leben! Ich schwöre, er hat das *Schema*‘ gebetet.¹¹ Ich hab's mit eignen Ohren ge-



hört!“ Grauen erfasste Herrschaft und Gesinde, sie fürchteten und entsetzten sich und schickten nach dem Rabbiner, ihn zu fragen, was mit einem toten Fisch zu tun sei, der vernehmlich das *Schema* betet. Der Rabbiner untersuchte, sann nach in seinem Geiste, forschte, dachte hin und her, öffnete Bücher, suchte in den Schriftworten – und entschied wie eine Köchin. Er befahl, mit dem Toten vorschriftsmäßig zu verfahren und ihn in die Grube zu senken. Also gingen sie hin und kleideten den Fisch in ein linnenenes Totenhemd und trugen ihn zum Friedhof. Als aber der Fisch ins Grab kam, stieg seine Seele auf und er wurde wieder ein Mensch. Er wurde ein Steuerpächter, jemand, der die Taxe auf koscheres Fleisch und Schabbeslichter kassiert, jemand, der wie ein Hecht seine Brüder und Artgenossen verschlingt.

Die Steuer auf Fleisch und Lichter ist eine Frucht unseres Erdbodens, und unser Land gibt dieses ihr eigenstes Gewächs. Ein im Lande ansässiger Jude hat sie erzeugt, er hat sie sich ausgedacht und sie auch zu Gesetz und Regel gemacht. Und ein im Lande ansässiger Jude bezahlt sie, bezahlt sie, bis er zu den Armen im Lande gehört. Der Mann war weiser als Salomo. Denn König Salomo redete über die Bäume, über das Vieh, über die Vögel, über das Gewürm und über die Fische, und seiner Lieder waren eintausendfünf,¹² während dieser Salomo nur über die Lichter und über das Fleisch sprach und sein Geld hunderttausende Gulden zählt.¹³ Seine Söhne, der Fleischsteuereintreiber und der Lichtersteuereintreiber (obzwar nicht seinen Lenden entsprossen, sind sie doch seine Söhne), diese seine Söhne sind die beiden Säulen des Hauses Israel. Diese Steuereintreiber sind besser als die Rabbiner des Landes. Denn diese sprechen gegen jeden, der einen modischen Rock trägt, den Bann aus und vertreiben jeden, der ein Gesetz übertritt, aus der Gemeinde. Jene aber schmieden Pläne, denen kein Verstoßener entrinnt. Ob einer sich *à la mode* kleidet oder nicht, ob er das Gesetz übertritt oder ausübt, er muss bezahlen. Man fragt ihn: „Von welchem Volk bist du?“ Wenn er sagt: „Ich bin ein Hebräer“, sprechen sie: „Bezahle!“ Nur wenn die Priester jemandem Wassertropfen auf den Kopf geträufelt haben, nur dann zählt er nicht mehr zur Gemeinde, da er das Erbe seines Gottes und das Erbe seiner Väter verlassen hat, doch ihnen schmerzt darum ihr Fleisch und ihre Seele (ihr Lebenslicht) trauert dar-

über.¹⁴ Jedoch die rechte Säule, Jachin, das ist der Lichtersteuerpächter, während der Fleischsteuerpächter nur die linke Säule namens Boas ist.¹⁵ Denn der Fleischsteuerpächter spürt nur im Hause desjenigen, der kein trefes Fleisch isst, nach jeglichem Fleisch.¹⁶ Wenn er entdeckt, dass ein gemeiner Mann seine Gans kosher geschlachtet hat, dann muss der die Hauptsumme und obendrein eine Strafe bezahlen. Wenn aber ein Jude alles, was trefe ist, isst und seinem Huhn den Kopf abkneipt, dann bezahlt er für das trefe Fleisch nichts, da der Steuerpächter ihn als Nichtjuden betrachtet und sein Haus nicht kontrolliert. Der Lichtersteuerpächter hingegen macht keinen Unterschied, ihm muss jeder, der Jude genannt wird, bezahlen, ganz gleich ob er trefes Fleisch isst oder nicht. Wenn er arm ist, bezahlt er Steuern für zwei Lichter, wenn er reich ist, je nach seinem Vermögen mehr. Weigert er sich, mehr zu zahlen, erhebt der Steuerpächter falsche Beschuldigungen gegen ihn und erlegt ihm eine Strafe auf. Wer in ein Gemeindeamt gewählt wird, bezahlt wenigstens für zehn Lichter Steuern. Und wer ihn wählt, muss wenigstens für sieben Lichter zahlen. Die Fleischsteuer bezahlt man je nach dem Verbrauch. Wer Fleisch kauft, entrichtet seinen Preis und zugleich die Abgabe darauf. Die Lichtersteuer bezahlt man unabhängig vom Preis. Wer am Schabbesabend Lichter entzündet, zahlt. Wer keine entzündet, zahlt für zwei Lichter. Wer keine Lichter kauft, zahlt Steuern für zwei. Wer kein Geld zum Lichterkaufen hat, bezahlt die Steuer. Wenn er gar kein Geld hat, pfändet der Steuerpächter etwas. Ist nichts im Hause, zieht er das Bett unter ihm weg. Wird es nicht ausgelöst, wird es verkauft. Einerlei Gesetz gilt für ihn und für Fremdling, Waise und Witwe. Ganz gemäß dieser Praxis des Steuerpächters und nach seinem Gesetz handelte auch ich.

Ich fragte: „Brachte Ihr armer Bruder Ihnen das Pfand heraus?“¹⁷ Der Geist antwortete und sprach: „Schlaukopf! Hätte ich gewartet, bis er es herausbringt, ich hätte mir bis Sonnenuntergang die Beine in den Bauch gestanden. Aus Abend und Morgen wäre der zweite Tag geworden und ich hätte gar nichts in Händen gehabt. Meine Steuereintreiber drangen einen Büttel an der Seite gewaltsam in sein Haus und nahmen, was ihnen nur in die Hände fiel.“ Ich schüttelte den Kopf und sprach: „Damit handelten Sie Ihrem Gott zuwider! Doch vielleicht gaben Sie Ihrem bedürftigen Bruder das Pfand bei

הקב"ה נא ירביז - עוד העבתי הנה אתי - ואמר כי הרבה הוסיף יעקב
 אנשים ובהם ישאלו כל חזק ופוק באחרי - אפנה אל כל האדם - וכל האדם
 ירד אתו / ואלוהי האלה אשר בחר ביה הוסיף - הלל יעקב אמת
 נאמר

Brief Erters an I. B. Levinsohn, Ausschnitt
 (Menorah 1927, H. 3)

Sonnenuntergang zurück, wie es Gott gebot, der Ihnen das Gesetz gab.¹⁸

Der Geist antwortete mir: „Ich gab nichts zurück! Schließlich fürchtete ich um mein Geld.“ Ich erwiderte: „Um Ihr Geld fürchteten Sie, aber Ihren Gott fürchteten Sie nicht?! Waren Sie denn kein Hebräer, als Sie Steuerpächter waren?“ Der Geist antwortete mir: „Ich war Jude wie alle Steuerpächter.“ „Haben diese Leute *Peijes*?¹⁹ Haben sie einen Bart?“ Der Geist antwortete: „Sie haben *Peijes* und Bart, aber kein Herz.“ Da rief ich aus: „Schwindeln Sie nicht! Ohne Herz kann kein Mensch leben.“ Doch der Geist erwiderte mir: „Das weiß ich. Sie haben aber kein Herz aus Fleisch wie irgendeiner, sondern ein Herz aus Stein in der Brust.“ Ich antwortete: „Wehe, wehe, mit Sorge denke ich an Ihr Ende, Steuerpächter! Erzählen Sie Ihr Schicksal, ich will zuhören.“ Der Geist setzte seine Erzählung fort:

Alle Frauen, die in der Synagoge nicht ein Tränchen zu zerdrücken wussten, vergossen unter meiner Herrschaft Tränenströme. Denn die Frauen der Armen, die die Gebete nicht lesen konnten, weinten bitterlich, wenn ich ihnen eine Strafe auferlegte und bei ihnen wie bei jemandem, der es versäumt, sein Gelübde zu erfüllen, etwas pfändete.²⁰ Sie lehrten ihre Kinder fasten und den Leib kasteien. Denn ich nahm ihnen den letzten Kreuzer aus der Tasche. Glückselig und zufrieden mit meinem Los wandelte ich einmal durch die Gassen. Da schnappte ich auf, der König trage sich mit der Absicht, die Steuer im Lande abzuschaffen. Das Gerücht schoss mir wie eine Bleikugel ins Herz, ich fiel der Länge nach zu Boden, denn es traf mich der Schlag und ich starb. Und ich, eine Säule des Hauses Israel, wurde zu Grabe getragen, ohne dass eine Menschenseele hinter mir herzog. Man hielt mir keine Trauerrede und Klageweiber kamen nicht, mein Lob zu verkünden. Denn die Frauen, die weinten, als ich lebte, lachten, als ich starb, waren froh, dass ich mein Grab gefunden hatte. Gott vergalt mir nach meiner Frömmigkeit²¹ und ließ mich in die Hölle fahren. Doch mir fehlen die Worte auf der Zunge, um Ihnen einen Begriff davon zu geben, was mir dort widerfuhr. Denn der Lohn der Seelen und die Hand Gottes, die sie anrührt, sind menschlicher Erkenntnis enthoben, ein Mensch, der auf Erden lebt, vermöchte sie nicht zu fassen. Allein das kann ich sagen, dass ich, die Tage meines Jammers zu vollenden, auf diese Erde zurückkehrte.

Ich wanderte in eine Nachteule, einen Vogel, der Sonnenschein und Tageslicht nie schaut, das Fleisch von Gewürm und von Mäusen frisst.

Der Steuerpächter ging dahin und war nicht mehr und statt seiner kam eine Eule, ein Vogel voller Flaum und Federn und mit einem Menschengesicht. Ohrengleich steigen Federn als *Peijes* aus seinem Kopf, wie die Nase eines Mannes verläuft sein Schnabel in seinem Gesicht, das Gefieder, mit dem es zu beiden Seiten besetzt ist, sieht aus wie Wangen, und die steuerraffenden Hände wurden in Flügel verwandelt. Ich wohnte im Finstern, in Trümmern eines verlassen Schlosses. Düster war es, wo ich mein Nest anlegte. Vom Anblick des starken Sonnenlichts wurden meine Augen trübe. Wenn der Tag anbrach, wurde es für mich dunkel. Still verharrte ich den ganzen Tag, ging nicht vor die Tür, fastete von Morgen bis Abend und begab mich nicht vor Sonnenuntergang auf Nahrungssuche. Die Dämmerung wurde mir zum Tage, für mich war Nacht Licht. Abends ging ich auf Beute aus und suchte in nächtlicher Finsternis nach Fressen. Ich jammerte über meiner Beute und schluchzte, wenn ich eine Maus zerriss. Die Heiligen sagten wahr bei meinem Geheul, und die Hexen verkündeten daraus die Zukunft. Sie sprachen, ich rief zum Sterben und mein Wimmern seien Seufzer eines Erschlagenen. Auch bei meinem Tode gab ich einen Wehelaut von mir, als meine Seele entwich. Als ein gewisser Heiliger mein bitterliches Weinen hörte, erhob er sich und sprach den Segen „*Boruch dajjan ho-emma* – Gelobt sei der gerechte Richter!“²² Zur Gemeinde seiner Frommen sprach er: „Seht ihr, nun ist mein Widersacher gestorben, in die Grube ist mein Gegner gesunken.“ Doch der *Zaddik* irrte bei dem Gesicht,²³ wie ein Betrunkener taumelt, taumelte er bei seiner Schau. Denn nicht sein Feind war verschieden, sondern ich, die Eule. Als aber der Segen des *Zaddik* über mich kam, flog die Seele des Vogels hoch hinauf und kam in einen Menschenleib. Die Eule wurde ein Kabbalist, jemand, dem die Finsternis Licht ist und der helles Licht im Äther nicht sieht.

- [Vgl. 2 Kön 2,21. In eckige Klammern eingefügte Anmerkungen stammen vom Übersetzer.]
- [Nach 1 Sam 25,22 u. ö.]
- Diese volkstümliche Medizin verabreicht man in Polen, wenn man bei einem solchen Vorfall zugegen ist.

Der Arzt und Schriftsteller Isaak Erter zeichnete in seinen Satiren ein Panorama des jüdischen Lebens im Galizien der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Sie sind bevölkert von *Chassidim*, die ihre Inspiration vorzüglich dem Schnaps, dem sie mit Fleiß zusprechen, verdanken, bigotten und darum nur um so rücksichtsloseren Geschäftemachern, engstirnigen Rabbinern, die ihre Position zum eigenen Vorteil und zum Schaden ihrer Gegner zu nutzen verstehen und dabei Hochstapelei oder üble Nachrede nicht scheuen, unfähigen Ärzten, die von ihrem Dokortitel vor allem das Recht auf üppige Honorare ableiten, und schlichten Gemütern, deren Unmündigkeit und Aberglaube sie zur Beute angemaßter Autorität und windigster Scharlatanerie prädestinieren. Wenn Erter der Welt mit eingelegerter Feder zu Leibe rückte, so um sich ihrer zu erwehren. Für das Ungemach, das ihm seine Gegner im wirklichen Leben bereiteten, nahm er Rache, indem er sie mit seiner Sprachmagie in die Personage seiner Satiren verhexte. 1791 in einem kleinen Dorf in der Nähe von Przemysl geboren, genoss er eine traditionelle jüdische Erziehung. In Lemberg, wo er sich 1816 aufhielt, schloss er sich dem Kreis der dortigen *Maskilim* an, sah sich aber gezwungen, die Stadt zu verlassen, nachdem seine Feinde beim Rabbiner Jakob Ornstein einen Bann gegen ihn und drei seiner Gesinnungsgenossen erwirkt und ihn damit um seine Schüler und sein Einkommen gebracht hatten. In Brody fand Erter freundliche Aufnahme. Hier unterrichtete er an der neugegründeten jüdischen Schule, zu deren Direktor man ihn berief. Doch von der Sorge um einen sicheren Lebensunterhalt für seine Familie getrieben, nahm er noch im Alter von 33 Jahren in Budapest ein Medizinstudium auf, um nach fünf Jahren nach Galizien zurückzukehren und fortan als Arzt zu praktizieren. Er ließ sich in Brody nieder, wo er bis zu seinem Tod im Jahr 1851 lebte. Dass Erter ein vergleichsweise schmales Werk hinterlassen hat, liegt neben seinen zeitlebens schwierigen Lebensumständen auch daran, dass er höchste Ansprüche an seine Dichtungen stellte und jahrelang an einem Text feilte. Schon seine Zeitgenossen bewunderten seinen an der biblischen Sprache geschulten hebräischen Stil,

den er mit verblüffender Virtuosität zu handhaben wusste. Erter nimmt biblische Wendungen auf, um ihnen im neuen Kontext seiner Satiren einen völlig neuen Sinn zu geben, so dass man von einer gewitzten Profanierung der hebräischen Sprache und von einer Stilparodie sprechen kann, freilich einer Parodie, die sich mit tiefstem Respekt gegenüber dem parodierten Werk und großer Liebe zur biblischen Poesie aufs beste verträgt. Zu seinen Lebzeiten erschienen Erters Satiren, mit Vorliebe in der Form einer Vision oder eines Totengesprächs verfasst, in den Zeitschriften *Bikkure ha-'ittim* und *Kerem chemed* und als Einzelpublikationen, als 'Gesammelte Schriften' edierte sie sein Freund Max Letteris 1853 und 1864. Sie gehören zu den nicht allzu zahlreichen Schriften der jüdischen Aufklärung, die immer wieder aufgelegt wurden. Die jüngste Ausgabe erschien 1996 in Jerusalem.¹ Nachdem die Erzählungen der *Chassidim* seit einem Jahrhundert Aufnahme in den Kanon der europäischen Literatur gefunden haben, unternimmt *Kalonymos* den Versuch, den Regeln eines fairen Verfahrens Geltung zu verschaffen, und erteilt der gegnerischen Partei, den jüdischen Aufklärern, das Wort. Doch sollen hier keine geschlagenen Schlachten aufs neue ausgefochten werden. Isaak Erter ließ sich von Wielands Lukian-Übertragung zu seinen literarischen Schöpfungen anregen, und er übersetzte Schillers *Pegasus im Joche* ins Hebräische. Die vorausgehende Übersetzung der ersten Seiten seiner Satire *Gilgul nefesch* ('Seelenwanderung')² darf als Vorschlag, dieses abgerissene Gespräch wieder aufzunehmen, verstanden werden. *Rainer Wenzel*

1 Isaak Erter, הצופה לבית ישראל (Gesammelte Schriften), hrsg. von Max Letteris, 2. vermehrte Ausgabe, Wien: Arnold Hilberg's Verlag 1864; Isaak Erter, הצופה לבית ישראל, hrsg. von Yehuda Friedlander, Mossad Bialik 1996, ISBN 965-342-651-6.

2 Vgl. zu dieser Satire Moshe Pelli, סוגות וסוגיות בספרות ההשכלה העברית (Kinds of Genre in Haskalah Literature: Types and Topics), Israel 1999, S. 177–204.

4. Nachdem der Storch seine Nahrung mit seinem langen Schnabel gepackt hat, kehrt er ihn nach oben, um die Nahrung vom Schnabel in den Schlund hinab zu befördern.
5. Die Seele eines Menschen, die ihrer Sünden wegen nach dem Tod in den Körper eines Tieres herabsteigt, erhebt sich von ihrer niedrigen Stufe, wenn beim Tod des Tieres etwas Heiliges getan wird (oder nach seinem Tod aus seiner Haut oder seinem Fleisch etwas Heiliges gemacht wird), wie den Adepten der Kabbala bekannt ist.
6. [*Chuppe*, der „Trauhimmel“, unter dem Brautpaar, Rabbiner, Vorbeter und nahe Verwandte während der Zeremonie stehen. Die Umschrift hebräischer Wörter folgt der aschkenasischen Aussprache.]
7. [*benschen*, den Tischsegen sprechen, eine Vokabel romanischer Herkunft aus dem jiddischen Wortschatz. Man vergleiche zum Reim folgende Verse aus einem Gedicht Peter Rühmkorfs: „Die schönsten Verse der Menschen – / Komm, nun sag schon den Reim! / – das sind die Gottfried Benn'schen ...“.]
8. [*Jauzraus*, sg. *Jauzer*, ein Teil des Morgengebets; *Selichaus*, sg. *Selicho*, Bußgebete.]
9. [*Pajtanim*, Verfasser liturgischer Dichtungen (*Pijjuntim*).]
10. [In einer Benediktion des Morgengebets.]
11. [*Schema'*, das Bekenntnis *Schema' Jisroeil* ('Höre Israel!'), zusammengesetzt aus den Versen Dtn 6,4–9; 11,13–21 und Num 15,37–41.]
12. [Nach 1 Kön 5,12–13.]
13. [Erter spielt auf Salomon Koffler aus Lemberg an, der dem habsburgischen Staat eine Steuer auf Schabbat- und Festlichter vorgeschlagen und diese nach ihrer Einführung in ganz Ostgalizien in Pacht genommen hatte.]
14. [Nach Hiob 14,22.]
15. [Säulen, die Salomo im Tempel errichten ließ. Vgl. 1 Kön 7,21.]
16. [*trefe*, nicht koscher, nicht zum Verzehr erlaubt. Trefe wird Fleisch, wenn das Tier nicht vorschriftsmäßig geschlachtet, etwa nicht durch einen Halschnitt getötet wird.]
17. [Nach Dtn 24,11.]
18. [Vgl. Dtn 24,10–13.]
19. [*Peijes*, Schläfenlocken.]
20. [Wer es versäumt, ein Gelübde zu erfüllen, dessen Pfand darf nach jüdischem Recht einbehalten werden. Vgl. in Moses Maimonides' Kodex *Mischne tora*, Hilchot 'arachin 1,1 und 3,14.]
21. [Nach Ps 18,21.]
22. [Beim Empfang einer schlechten Nachricht rezitierte Benediktion.]
23. [*Zaddik*, ein Gerechter, hier das charismatische Oberhaupt eines chassidischen Kreises, der Rebbe.]

Buchgestöber

Frauen in Mitteleuropa

„Eine ganz ungewöhnliche Frau, außerordentlich geschickt im Verhandeln, klug, energisch, geschäftstüchtig und gleichzeitig Mutter vieler Kinder, die sich mit Erfolg im Leben behaupteten, treue Ehefrau und Geschäftspartnerin ihres Mannes ... eine Powerfrau, wie sie im Buche steht, ohne Zweifel eine der größten Jüdinnen in der Geschichte Westfalens.“ Freuchen von Hamm ist diese Hommage gewidmet, eine der Geschäftsfrauen, deren Lebenswege Diethard Aschoff beschreibt. Seine Darstellung, mit leichter Hand aus einer Fülle „sprechender“ Quellen geschöpft, eröffnet die 2006/07 gehaltene Vortragsreihe „Jüdische Frauen in Mitteleuropa“. Organisator war die rührige Paderborner Gesellschaft für Christlich-jüdische Zusammenarbeit. Neun Beiträge spannen den Bogen von Lebensbedingungen jüdischer Frauen in Westfalen im Mittelalter, Kaufmannsfrauen des 17. und 18. Jahrhunderts über Berliner Salons bis zu Überlebensstrategien im Nationalsozialismus, Charlotte Salomons Bilderflucht und der Selbstreflexion jüdischer Schriftstellerinnen der Gegenwart. Gemeinsam ist allen Untersuchungen die von Monika Richarz in Erinnerung gerufene Ausgangsthese „Die Geschichte ist niemals dieselbe für Männer und für Frauen, auch wenn sie gleichzeitig am selben Ort leben.“

Die meisten Vorträge verweisen auf den aktuellen Forschungsstand und zeichnen sich durch erhellende Perspektiven (z.B. Fremdheit in Glikl bas Judah Leibs Autobiografie – am Beispiel von Sprache, Gastfreundschaft, Nachbarschaft) und einen Reichtum an aussagekräftigen Quellen aus. Letzteres trifft auf Margit Naarmanns Analyse *Berliner Salons – Ort jüdischer Emanzipation* nur begrenzt zu. Sicher bettet sie die Entwicklung der Berliner Salons umsichtig in Sozial- und Zeitgeschichte ein, vertieft sich feinfühlig in die persönliche und existenzielle Zerrissenheit Rahel Levins und begründet Hannah Arendts stimmige These des Salons als Sinnbild der gescheiterten Akkulturation. Ihre Abhandlung stützt sich aber im Wesentlichen auf veraltete Literatur, die sich an etlichen Stellen am Genre des historischen Romans orientiert und die Authentizität der zitierten gedruckten Quellen nicht angezweifelt hat. So ist der ominöse Salongast Graf Salm, nach dessen Aussage die Salongäste eine Galerie von Berühmtheiten dargestellt haben, bei genauerer Nachforschung in Rahel Levins Freun-

deskreis kein einziges Mal aufgetaucht. Die Auseinandersetzung mit neueren Forschungen (wie Barbara Hahns *Die Jüdin Pallas Athene – Auch eine Theorie der Moderne*) hätte gut getan.

Während Brimmer-Brebeck in ihrer Darstellung der *Essener Jüdinnen von 1850–1932* die Wirkungsmacht der jüdischen Lerntradition nicht in der Tiefe erfasst hat, macht Luise Hirsch in „*Zahlreich und wissensdurstig*“ – *Wie jüdische Frauen die Akademikerin erfanden* pointiert bewusst, warum und wie russische Jüdinnen als Pionierinnen des Frauenstudiums agierten: „Erstens waren sie – in säkularisierter Form – Teil der Kultur des ‚Lernens‘ ... zweitens waren sie eine Weiterentwicklung der im aschkenasischen Judentum verwurzelten Tradition von Frauenerwerbstätigkeit, die indirekt ebenfalls Teil der Kultur des ‚Lernens‘“ ist.

Die auch im Zusammenhang mit dieser „Bildungsoffensive“ stehenden eroberten Bastionen in Wissenschaft und Gesellschaft wurden jüdischen Frauen 1933 schlagartig entrissen. Monika Richarz zeigt eindringlich, wie jüdische Frauen Verfolgung, Vertreibung und Exil erfahren haben und welche Bewältigungsstrategien ihnen möglich waren.

Insgesamt ist diese Zusammenschau der vielfältigen Aspekte jüdischer Frauengeschichte durch die Jahrhunderte lesenswert: inspirierend, von hoher Qualität, einprägsam und lebendig geschrieben.

Regina Burkhardt-Riedmiller

Verlorene Bilder

Nach dem von den Nazis verbochenen „größten Kunstraub aller Zeiten“ waren viele der Kunstobjekte durch Kriegseinwirkung zerstört, vor allem aber auch verstreut und zu Unrecht in andere Hände gelangt. Und dann folgte jahrzehntelange Tatenlosigkeit. Eine skrupellose, unheilige Allianz, so prangert das Buch das mit deutlichen Worten an, verhinderte die Aufarbeitung des Unrechts, die ‚Wiedergutmachung‘ oder Rückgabe.

Niemand der neuen Besitzer wollte etwas von der Provenienz der Kunstwerke wissen, akademische Experten ließen Lücken in den Werkverzeichnissen. Wenn man doch etwas ahnte (oft wohl eher: wusste): „Gutgläubig erworben“ oder „längst verjährt“ war die häufige Ausrede. Und es brauchte mehr als fünf Jahrzehnte nach Kriegsende, um mit der 44-Länder-Vereinbarung der Washingtoner Prinzipien 1998 auch auf staatlicher Ebene einen neuen Anfang „in Sachen Kunstrestitution“ zu wagen.



Angelika Brimmer-Brebeck /
Martin Leutzsch (Hg.): *Jüdische Frauen in Mitteleuropa: Aspekte ihrer Geschichte vom Mittelalter bis zur Gegenwart*. 263 Seiten. Frankfurt am Main: Lembeck 2008.
ISBN 3-978-3-87476-559-6.
19,90 Euro.



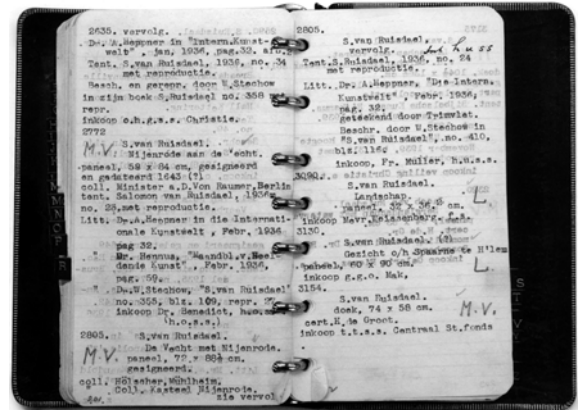
Melissa Müller/Monika Tatzkowitz: *Verlorene Bilder, verlorene Leben. Jüdische Sammler und was aus ihren Kunstwerken wurde*. Unter Mitarbeit von Thomas Blubacher. Mit einem Nachwort von Gunnar Schnabel. 256 Seiten. 180 Abbildungen. München: Sandmann 2009. 34 Euro.
ISBN 978-3-938045-30-5.



Salon der Küppers mit
Improvisation Nr. 10

Vor diesem Hintergrund präsentiert das Buch Schicksale von Sammlungen und, anders als der Titel das anzeigt, auch das der Sammler und ihrer Nachfahren. Ihnen wurde übel mitgespielt, so unterschiedlich das in jedem Fall auch sein mochte. Tragisch ist das Schicksal Jacques Goudstickers. Er hatte in Holland eine international renommierte Galerie aufgebaut und war ein engagierter Förderer der Kunst und des Kunstgeschmacks. Er floh erst im allerletzten Moment, doch gleich zu Beginn der Überfahrt starb er durch einen Unfall. Seine Sammlung von 1400 Stücken hatte er zurücklassen müssen, große Teile davon eignete sich H. Göring mit

„Findmittel“: Notizbuch
Goudstickers und
Liste Lissitzky-Küppers



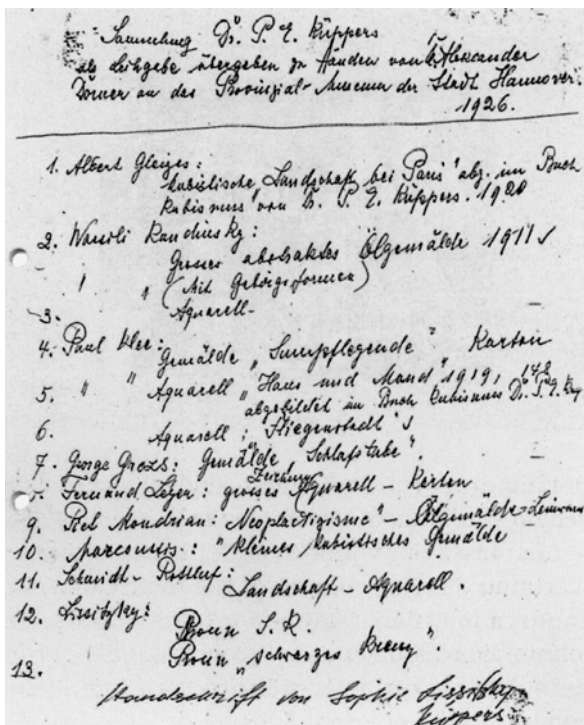
kriminellen Machenschaften an.

Es sind durchaus prominente Sammler und Bilder, die der Band uns vor Augen führt, und teils spektakuläre Streitfälle. Ein großer Vorzug sind Hunderte von hochwertigen Abbildungen, oft farbig oder duotone. Sie zeigen Familienfotos und zeitgeschichtliche Dokumente, Briefe, Reisepässe, Zeitungsausschnitte, NS-Dokumente und, natürlich, Kunstwerke. Bemerkenswert, die Sammler mit ihren Bildern in ihren Wohnzimmern: die Cassirers mit Pissaros *Rue de Saint-Honoré*, Paul Westheim, die Mendel-

sohns in ihrer Grunewaldvilla, Kandinskys *Improvisation Nr. 10* im Salon des Ehepaars Küppers, Silberbergs Speisezimmer mit van Goghs *Brücke von Trinquetaille*, der Salon der Rothschilds und das *Bildnis des Tielemann Roostermann*.

Der Band ist durchgängig gut recherchiert und lebendig geschrieben, hat ein umfangreiches Register, kommt aber, bis auf das Nachwort, ohne Anmerkungen aus. Der wissenschaftlich Interessierte wird deshalb Fakten und Zitaten nicht problemlos nachgehen können. Das sehr gerafft dargebotenen Quellenverzeichnis im Anhang kann dies nicht kompensieren, aber das wird die Freude des Lesers kaum trüben, ebensowenig wie die gelegentlichen Druckfehler.

Zum guten Gesamteindruck passt auch das knappe und umsichtige Nachwort *Nazi Looted Art* (G. Schnabel). Es knüpft zahlreiche Verweise zu den im Buch vorgestellten Fällen und gibt einen sehr gelungenen Überblick über das komplexe Feld von Raubkunst und Restitution, wie man ihn so komprimiert kaum besser finden wird. hl



Mitteilungen

Duisburger Juden gestern und heute

Gefördert durch das Leo Baeck Programm *Jüdisches Leben in Deutschland – Schule und Fortbildung* gibt die Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit eine von Cordula Klümper erarbeitete Materialsammlung heraus, die jungen Menschen Geschichte und Gegenwart näherbringen soll. Sie bietet einen umfassenden Überblick über

das Leben der Duisburger Juden von der ersten Erwähnung der Gemeinde im 12. Jahrhundert bis in die heutige Zeit. Der Schwerpunkt liegt dabei auf dem jüdischen Beitrag zu Wirtschaft, Politik und Kultur der Stadt Duisburg und den Entwicklungen innerhalb der Gemeinde, so wird hier z.B. die Geschichte der jüdischen Schule seit dem 19. Jahrhundert beschrieben.



Cordula Klümper: Duisburger Juden gestern und heute / Hg.: Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit Duisburg-Mülheim-Oberhausen e.V / Salomon-Ludwig-Steinheim-Institut für deutsch-jüdische Geschichte an der Universität Duisburg-Essen. ca. 220 Seiten. Duisburg 2009. 10 Euro.

Die Verfasserin hat das Quellenmaterial insbesondere für den Unterricht an Schulen und in der Erwachsenenbildung bearbeitet. Die Kapitel beginnen jeweils mit einer Dokumentation, auf die eine Quellensammlung folgt, die direkt im Unterricht verwendet werden kann. Die Fragen der dazugehörigen Aufgabenblätter sprechen unterschiedliche Altersgruppen an, sodass auch Grundschüler mithalten können.

Einen besonderen Platz nimmt das Kapitel *Jüdische Schicksale in Duisburg* ein, in dem Biografien des 19. und 20. Jahrhunderts vorgestellt werden. Hier werden Auszüge aus einem Gespräch abgedruckt, in dem Leon Jessel im Jahr 2004 seine Erinnerungen an die Schulzeit in Duisburg der 30er Jahre, die Ausbildungszeit, seine Deportation nach Buchenwald und seine Entlassung, die er als „pures Glück“ bezeichnet, beschreibt. Im Quellenteil findet man den Zeitzeugenbericht des späteren Vorsitzenden der Jüdischen Gemeinde Duisburg-Mülheim/Ruhr-Oberhausen Herbert Salomon über die Deportationen 1939/1940.

Zum Schluss präsentiert die Verfasserin vergangene und kommende Projekte, wie den Geschichtswettbewerb *Jüdische Kinder in der Duisburger Geschichte*, die deutsch-israelische Jugendbegegnung

Kalonymos wird gefördert vom Bundesministerium des Innern

IMPRESSUM

Herausgeber

Salomon Ludwig Steinheim-Institut für deutsch-jüdische Geschichte an der Universität Duisburg-Essen, Campus Duisburg

ISSN 1436-1213

Redaktion

Prof. Dr. Michael Brocke (V.i.S.d.P.)
Dipl.-Soz.-Wiss. Harald Lordick sowie Karina Küser, Ann-Kathrin Hölscher und Laura Stankjawitschjute (Assistenz)

Layout Harald Lordick

Postanschrift der Redaktion

Geibelstraße 41
47057 Duisburg

Telefon +49(0)203-370071

Fax +49(0)203-373380

E-Mail kalonymos@steinheim-institut.org

Internet www.steinheim-institut.de

Druck Brendow Printmedien, 47443 Moers

Versand

Vierteljährlich im Postzeitungsdienst, kostenlos

Spendenkonto

Kt.-Nr. 238 000 343, Stadtparkasse Duisburg, BLZ 350 500 00

des St.-Hildegardis-Gymnasiums, das Projekt *Schule ohne Rassismus – Schule mit Courage* oder den *Zug der Erinnerung*, der 2008 eine Ausstellung über die Deportationen in der NS-Zeit zeigte. Erhältlich ist der Band bei der Gesellschaft für Christlich-jüdische Zusammenarbeit Duisburg-Mülheim-Oberhausen e.V, Güntherstraße 22, 47051 Duisburg.

Laura Stankjawitschjute

Aschkenas

Die Halbjahreszeitschrift erscheint nun in Verbindung mit dem Steinheim-Institut. *Aschkenas* bietet neben Aufsätzen auch Literaturmiszellen und Projektberichte zu allen Perioden der deutsch-jüdischen Geschichte. Das neueste Heft (17. Jahrgang) bündelt neun Beiträge zum Themenschwerpunkt *Neuland – Migration mitteleuropäischer Juden 1850–1920*. Weitere Beiträge widmen sich Aspekten der preußischen Judenpolitik des 18. Jahrhunderts sowie jüdischen Dramaturgen in Kaiserreich und Weimarer Republik. hl

Vieles finden

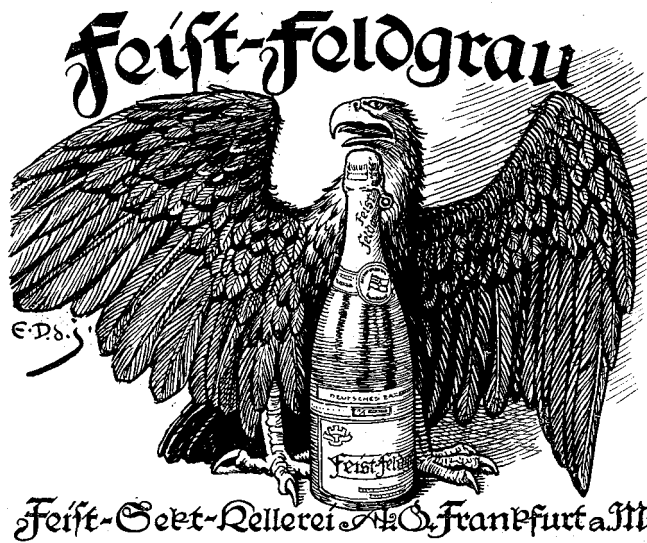
Unter diesem hoffnungsfrohen Motto steht die von unserem Mitarbeiter Harald Lordick konzipierte und programmierte übergreifende Suchmaschine des Steinheim-Instituts. Mit dem Ziel des unkomplizierten Überblicks und schnellen Zugriffs integriert sie etliche Datenquellen des Instituts, Bildarchiv, den Inhalt der Webseiten, Nachschlagewerke wie den Rabbiner-Index, Bibliothekskatalog sowie Bibliografien. *Da war doch mal was in Kalonymos?* Auch diese Frage lässt sich sekundenschnell beantworten, weil der komplette Inhalt unserer Zeitschrift durchsucht wird. Und wir blicken über den Horizont unserer eigenen Daten weit hinaus: Seit kurzem macht sich die Suchmaschine zunutze, dass manche Bibliotheken, Archive und Projekte weltweit ihre Daten in einem für automatischen Datenaustausch geeigneten Format entsprechend der *Open Archive Initiative* (OAI) anbieten. So erzielt man hier auch Treffer auf etliche Zehntausend Digitalisate, die u.a. von *compactmemory* oder dem *Jewish Theological Seminary* (New York) bereitgestellt werden. Was als Recherchewerkzeug für die Forschungen der Institutsmitarbeiter sinnvoll ist, wird auch FachkollegInnen und Kalonymos-Lesern von Nutzen sein können, so dass wir das gerne schrankenlos auf unseren Webseiten anbieten. Einfach ausprobieren: www.steinheim-institut.de.



Aschkenas. Zeitschrift für Geschichte und Kultur der Juden. In Verbindung mit dem Salomon Ludwig Steinheim-Institut für deutsch-jüdische Geschichte herausgegeben v. Hans Otto Horch, Robert Jütte und Markus J. Wenninger. Tübingen: Niemeyer. ISSN 1016-4987. Bestellung: www.degruyter.de

Kalonymos wünscht eine sanft moussierende erholsame Sommerpause

Ende des 18. Jahrhunderts durften sich zwei Koblenzer Juden als erste jüdische Weinhändler in Frankfurt am Main niederlassen, Erzherzog Carl hatte sie empfohlen – Löb Josef Feist und Moses Feist mit Frau Täubchen geb. Callmann aus Trier. Die Kontinentalsperre erzwang bald darauf, Transport und Handel des französischen Rotweins nicht über die deutschen Seehäfen, sondern übers Land, über Frankfurt, laufen zu lassen. Feists Enkel begründeten *Gebrüder Feist und Söhne*, eine „Fabrik moussierender Rhein- und Moselweine“. Einige Jahrzehnte später war Feist eine der renommiertesten Sektkellereien Deutschlands – den Namen Feist-Belmont gibt es auch heute noch, nach NS- und Kriegszeit mehrfach weiter verkauft. Alfred Feist-Belmont (geb. 1883, konvertiert, 1945 im KZ Buchenwald umgekommen) stand an der Spitze des Unternehmens, als der I. Weltkrieg begann. Feist forciert eine Werbung, die die der Konkurrenz weit



hinter sich lässt. Nicht nur, weil man die besten „Designer“ der Zeit, die Grafiker E. Doepler jr. oder Carl Tips engagiert hatte. Ihre Dynamik und ihr Pathos würden noch heute auffallen. Wenn sie heute auch höchst anstößig wäre in ihrem perlend schäumenden Patriotismus. Feist konnte im letzten Kriegsjahr nicht mehr liefern.



Doepler und Tips „promoten“ die eigens kreierte neue Marke, das Kriegs-Label *Feist Feldgrau*. Doepler, der für Wilhelm II. die preußische Königskrone entwarf, lässt den Reichsadler deutsche Werte, deutschen Sekt, in der Heimat beschirmen (vor dem Champagner-Feind?); Tips lässt „Feldgrau im Felde“ prickeln, Flieger feiern Feindflüge, der gemeine Soldat schleppt die Kisten. Immer gibt es doch Erfolge zu begießen, eine Pause zu genießen ...

Barbara Kaufhold